Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 10

Artikel: Gedanken anlässlich einer Reise nach Griechenland
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1070751

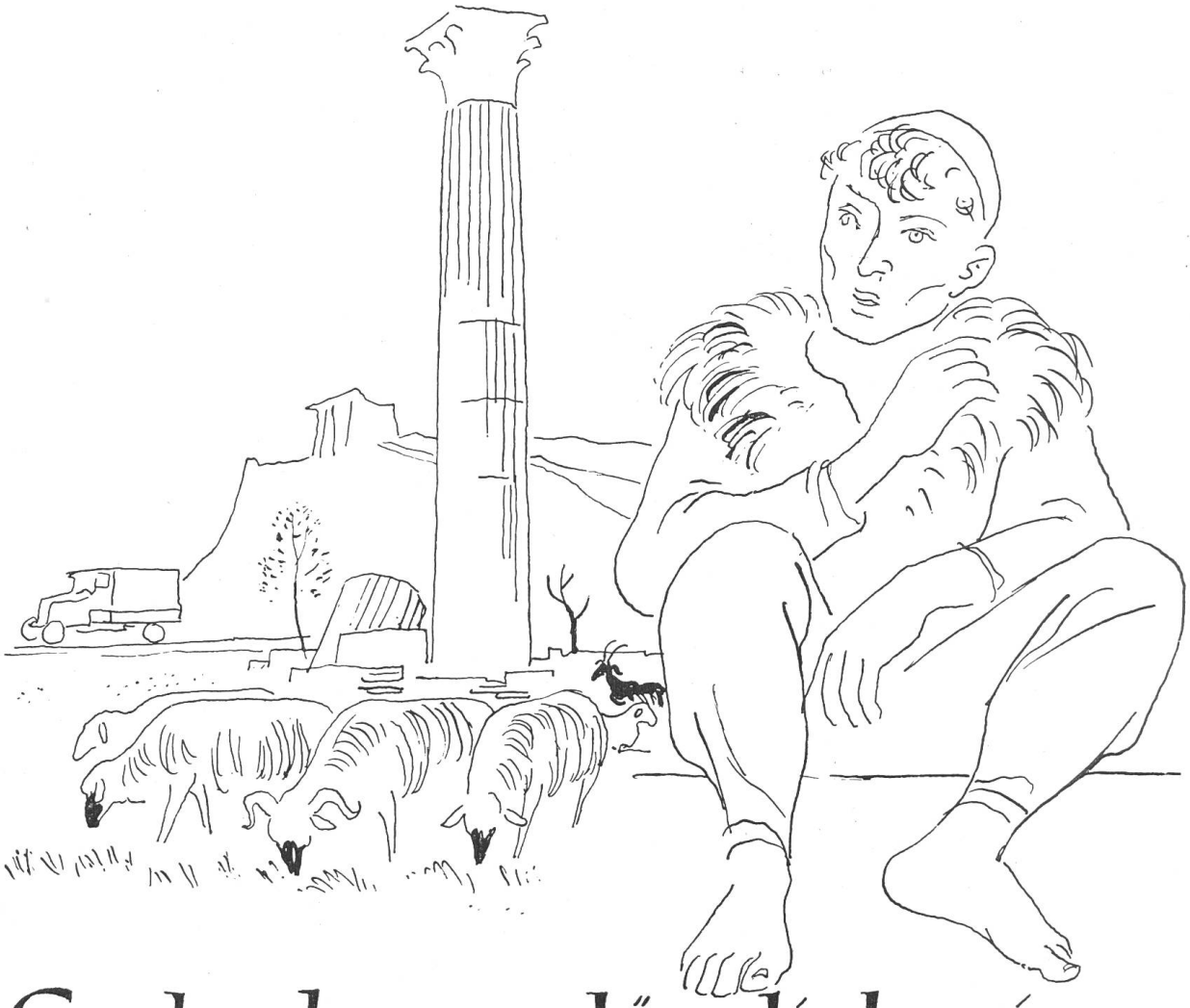
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Gedanken anlässlich einer Reise nach Griechenland

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

DAS IST KEINE REISEBESCHREIBUNG

Nach vier Stunden Autofahrt, die wegen des teilweise sehr schlechten Zustandes der Straßen an den Fahrer große Anforderungen stellte, kamen wir abends fünf Uhr in dem idyllischen Städtchen Kastoria an. Es liegt am gleichnamigen See, in einer Höhe von 600 Metern, inmitten des für diese Gegend typischen Karstgebirges. Der Ort ist seit einem Jahrhundert Zentrum einer kleinen Pelzindustrie, welche hauptsächlich Pelzresten verarbeitet und nach den USA exportiert, ein Gewerbe, das nur möglich ist, weil die Löhne sehr niedrig sind. Die weiß, blau und rosa getünchten Häuser bieten einen höchst reizvollen Anblick.

Kastoria entspricht dem alten Celethron, das zuerst von Titus Livius erwähnt wird. Im Jahre 200 wurde es durch den römischen Konsul Sulpicius erobert.

Leider erlaubte das unfreundliche Wetter nicht . . .»

Wie gefällt Ihnen das? Nicht? Mir auch nicht. Ich habe jedoch nicht die Absicht, eine Reisebeschreibung zu verfassen, und zwar ganz einfach deshalb nicht, weil eine solche Aufgabe meine literarischen Fähigkeiten weit übersteigt.

Im Gegensatz zur allgemeinen Auffassung sind Reisebeschreibungen etwas vom Schwierigsten, was es gibt. Deshalb sind sie in der

Regel unerträglich langweilig. Der, welcher schreibt oder erzählt, empfindet zwar dabei eine große Befriedigung. Er erlebt alles nochmals. Aber der Zuhörer, der nicht dabei war, hört nur die magern Worte und kann sich dabei beim besten Willen nicht viel vorstellen.

Aus dem gleichen Grund ist es auch meistens eine Tortur, wenn man bei Einladungen Ferienfotos anschauen muß. Gut fotografieren ist, wie gut schreiben, nur wenigen gegeben. Auch für die unbegabten Amateure ist zwar das Fotografieren durchaus sinnvoll; denn auch das langweiligste Bild erfüllt seinen Zweck als Gedächtnisstütze.

«Hier im Hintergrund ist eine Kirche mit herrlichen byzantinischen Mosaiken. Der schwarze Punkt auf dem Dach links außen ist ein Storchennest. Es gibt in diesem Dorfe Dutzende von Störchen.»

Für den Gastgeber und die Gattin ist das alles interessant, aber für die Gäste, die nicht dabei waren, langweilig.

Beschreibungen sind auch besonders schwierige Aufsatzthemen. Nur ein Dichter besitzt die Fähigkeit, eine Landschaft oder gar einen Menschen so zu beschreiben, daß dem Leser eine deutliche Vorstellung vermittelt wird.

MEINE ART ZU REISEN

Ich mache viele Auslandsreisen, bald allein, bald mit meiner Frau. Mein Rezept ist immer das gleiche: «Multum non multa.»

Nichts behält, wer allzu viel
auf einmal ergreifen will.

Anstatt daß ich versuche, im Blitztempo möglichst viel zu bewältigen, besuche ich in einem Land nur ein bis zwei Orte, wo ich mein Quartier aufschlage und die ich dann verhältnismäßig gut kennenlerne.

Bei unserer Griechenland-Reise im letzten Frühling verbrachten meine Frau und ich zehn Tage in dem Städtchen Kozani, das in den mazedonischen Bergen liegt. Es weist keine besondern Sehenswürdigkeiten auf und ist deshalb in den Reiseführern kaum erwähnt. Aber es ist in seiner Art typisch und deshalb für uns interessant. Nachher verbrachten wir zehn Tage auf der Insel Rhodus.

Ich habe weder Delphi besucht noch den Berg Athos noch das Grab von Agamemnon. — Nicht etwa deshalb, weil ich grundsätzlich jene Sehenswürdigkeiten meide, die in den Reiseführern mit einem Stern bezeichnet sind. Berühmte Sehenswürdigkeiten sind immer interessant, sonst wären sie nicht berühmt geworden. Aber man muß beim Reisen, wie überhaupt im Leben, den Mut zum Verzicht haben.

Ich bin überzeugt, daß ich ein deutlicheres Bild von Griechenland erhalten habe, als wenn ich drei Wochen lang ständig auf der Fahrt gewesen wäre. Ich glaube auch, daß ein Ausländer die Schweiz besser kennenlernt, wenn er nicht, wie das bei den amerikanischen Touristen üblich ist, in einer einzigen Woche Genf, Luzern, St. Moritz, die Jungfrau, das Schloß Chillon und Zermatt «macht», sondern wenn er ein paar Tage in Zürich oder Genf und ein paar Tage in einem kleinen Dorfe zubringt.

Ich besuche nur solche Länder, wo ich jemanden kenne oder wenigstens eine Empfehlung an jemanden habe, der dort wohnt.

Mir bleibt jedes Land unverständlich, solange ich nicht ein paar Stunden in einem privaten Hause verbracht habe. Die Leute, die ich aufsuche, brauchen weder besonders liebenswürdig, noch besonders interessant zu sein. Auch das soziale Milieu ist nicht wichtig.

Der Besuch eines Privathauses gibt mir sozusagen den Schlüssel zum Land. Nachher fühle ich mich aufgenommen, komme mir nicht mehr als Außenseiter vor, sondern als Gast. Nachher ist mir alles verständlicher, die Häuser, die Menschen, der Staat, ja sogar die Landschaft.

In diesem Falle hatte ich den Vorzug, einen jungen schweizerischen Architekten zu kennen, der mit seiner Frau im Auftrag eines schweizerischen Hilfswerkes Zentren für Handwebereien in Nordgriechenland organisiert. Er vermittelte uns den nötigen Kontakt mit der Bevölkerung.

Noch etwas scheint mir beim Reisen wichtig: daß man sich getraut, Ruhetage einzuschalten. Es muß einen nicht reuen, von Zeit zu Zeit einen Tag zu verlieren, das heißt, ihn so zuzubringen, daß man Briefe schreibt oder im Hotelzimmer einen Kriminalroman liest. So haben wir einmal einen ganzen Tag, bei strahlendem Wetter, damit zugebracht, in einem halbdunkeln Zimmer zu jassen.

Natürlich könnte man das billiger zu Hause haben. Aber ich wenigstens bleibe nur dann aufnahmefähig, wenn ich Zeiten einschalte, wo ich keine neuen Eindrücke zu verarbeiten habe.

WARUM MAN REIST

Les voyages forment la jeunesse — aber nicht nur die Jungen, sondern auch die Alten. Man reist, um etwas zu lernen. Aber die Philosophen haben recht, wenn sie sagen, daß man nur das lernen kann, was man bereits weiß. Man verändert wohl das Gestirn, aber nicht das Gehirn. Dazu gerade dient nun das Reisen; das, was man weiß, aber vergessen hat, wieder in Erinnerung zu rufen. Ich meine damit nicht Kenntnisse aus der Geographiestunde, sondern Lebenseinsichten. Eine gelungene Reise integriert. Sie führt den, der sie unternimmt, wieder zum Wesentlichen. Der Staub des Alltags, der einem die Augen verklebt hat, wird weggewaschen. Die Sterne werden wieder sichtbar.

Gleichzeitig werden die persönlichen und die geschäftlichen Probleme ins richtige Verhältnis gestellt. Wenn man zurückkommt, ist alles viel einfacher.

Die größte Beglückung des Reisens liegt vielleicht darin, daß man wieder die Bestätigung erhält, daß alle Menschen Brüder sind. Die Menschen anderer Kulturen wirken zuerst fremdartig. Sie haben andere Gesichtszüge, sie sprechen eine unverständliche Sprache, sie essen andere Speisen und trinken andere Getränke. Aber sobald man sie näher kennen lernt, sieht man, daß sie Menschen sind wie wir, mit den gleichen Tugenden und den gleichen Schwächen, freigebig und geizig, beherrscht und zügellos, aufopfernd und egoistisch, rechtlich und betrügerisch, genau wie wir.

Ein griechischer Schafhirt, der, in seinen Ziegenmantel gehüllt, unbeweglich wie ein Baum in der fremdartigen Landschaft steht, erscheint im ersten Augenblick wie ein Wesen aus einem andern Zeitalter. Aber sobald man eine Zigarette und nachher ein Lächeln austauscht, sieht man plötzlich hinter die Maske. Was für einen griechischen Hirten gilt, gilt auch für eine arabische Beduinenfrau, einen chinesischen Kuli, einen indischen Maharadscha oder einen amerikanischen Negertänzer, und es wird einem dann klar, wie unrichtig der verhängnisvolle Ausspruch von Kipling war: «East is East and West is West and never the two shall meet.»

Je verschiedenartiger eine andere Kultur von der unsern ist, um so befriedigender ist es, die Schranke zu durchbrechen. Die Griechen sind anders als die Schweizer. Trotzdem Griechenland zu Europa gehört, unterscheidet es sich von der Schweiz viel mehr als etwa Amerika. Gerade in Griechenland wird es einem klar, wie unrichtig es ist, wie das die Propagandisten der europäischen Integration machen, von einer europäischen Kultur zu sprechen und diese etwa der amerikanischen gegenüberzustellen. Europa ist keine Einheit. Maienfeld hat mit einem gleich großen Städtchen im amerikanischen Westen mehr gemeinsam als mit dem griechischen Kozani.

Aber gerade diese Fremdartigkeit macht das Reisen in Griechenland interessant.

DER REIZ DER VOLKSKULTUR

Die Amerikaner, die in die Schweiz kommen, sind manchmal enttäuscht, daß sie hier die gleichen Autos, die gleichen Großraumwagen, die gleichen Kühlschränke, kurz, die gleiche technische Zivilisation finden wie zu Hause. Deshalb läßt man bei offiziellen Einladungen gern irgendeinen pensionierten Eisenbahner einen Sennenkittel anziehen und für die fremden Gäste das Alphorn blasen. Zum mindesten muß ein Trachtenchörli aufrücken. Man versucht dadurch, wenigstens nachträglich etwas Wahrheit in die Reklame zu bringen; denn man kann schließlich nicht in Plakaten und Inseraten die Schweizer als pittoreskes Hirtenvolk darstellen und dann die Besucher restlos enttäuschen.

Griechenland ist als Ganzes weniger modern als die Schweiz, und der Liebhaber der Folklore kommt dort deshalb mehr auf seine Rechnung. Auch wir sind diesen Erscheinungen mit besonderer Begeisterung nachgegangen. Die primitiven Winterhütten der Nomaden, die altertümlichen Wäschereien, wo in fließendem Wasser die handgesponnenen und handgewobenen Aussteuerdecken der Bauernmädchen gewaschen und verfilzt werden, die malerischen Trachten alter Bauern haben uns entzückt. Wie überall, ist aber auch in Griechenland die alte, farbige Volkskultur zum Untergang verurteilt. Wohl werden noch viele Dinge, Messer, Scheren, Schuhe usw., von Handwerkern angefertigt, wo sich bei uns maschinelle Erzeugnisse durchgesetzt haben; aber der Kampf zwischen Handarbeit und Maschinenarbeit ist grundsätzlich bereits entschieden. In wenigen Jahrzehnten wird in Griechenland, wie überall in der Welt, die technische Zivilisation die alte Volkskultur an die Wand gedrückt haben.

Die Welt wird immer gleichförmiger.

Ich glaube aber, diese Gleichschaltung ist nur vorübergehend. Sobald die Anpassung vollzogen ist, sobald der Zeitpunkt eingetreten ist, wo die Maschine nicht mehr den Menschen, sondern der Mensch die Maschine beherrscht, werden neue Volkskulturen entstehen, wie das schon jetzt in den USA, teilweise auch in Südamerika und in den skandinavischen Ländern der Fall ist. Diese neuen Volkskulturen werden nicht mehr hauptsächlich handwerkliche Grundlagen haben, und doch werden sie sich voneinander deutlich unterscheiden. Auch im Maschinenzeitalter ist ein nationales Brauchtum möglich. Die Aufteilung der Welt in Nationen ist nicht einfach ein veraltetes Überbleibsel vergangener Epochen, sondern eine historische und psychologische Notwendigkeit. Der Nationalstaat ist nicht überlebt. Bejahung des Nationalstaates aber bedeutet Ablehnung eines gleichgeschalteten Lebensstiles für die ganze Menschheit und Betonung der nationalen Eigenart.

ES IST SCHÖN, WO ES BILLIG IST

Immer wieder empören sich Leute, die sich durch Beruf oder Neigung erkoren fühlen, ihre Mitbürger zu erziehen, über die sogenannten Valutareisen ihrer Landsleute. Ich sehe darin nichts Böses. Volkswirtschaftlich betrachtet, ist es ja durchaus nicht so, daß solche Touristen die betreffenden Völker schädigen. Im Gegenteil, sie bringen harte Devisen, verbessern dadurch die Zahlungsbilanz des Ferienlandes und helfen die Inflation bekämpfen.

Ich muß gestehen, daß es auch mir in den Ferien besser gefällt in einem Land, wo alles billiger ist als zu Hause. Das ist der Fall in Griechenland, wo der Preisunterschied vielleicht 30 % ausmacht.

Wo aber alles teurer ist als bei uns, wie gegenwärtig in Frankreich oder Italien oder gar in den USA, braucht es entweder viel Geld oder eine außerordentliche Großzügigkeit, damit man sich nicht jedesmal ärgert, wenn ein Kellner die Rechnung präsentiert. — Ein Hauptvergnügen der Amerikaner bei ihren Europareisen besteht darin, daß die Hotels bei uns nur halb soviel kosten wie jenseits des Ozeans. Wir sind doch sicher die letzten, die unsern amerikanischen Freunden diese Genugtuung übelnehmen.

EDLE ARMUT

Griechenland ist ein sehr armes Land, wie das ja nach den vielen Kriegen, die es durchgemacht hat, selbstverständlich ist.

Ist es schön, in einem armen Land Ferien zu machen? Ja und nein. Es ist peinlich, als Tourist mit wohlgefüllter Brieftasche das Leben zu genießen, wenn in unmittelbarer Umgebung bitteres Elend herrscht. Dazu gehört eine seelische Robustheit, welche zum Glück die wenigsten Leute aufbringen. Es ist aber auch nicht schön, in einem sehr reichen Land zu reisen, wo man sich selbst als armer Schlucker vorkommt und wo man ein Restaurant erst zu betreten wagt, nachdem man vorher ängstlich ausgekundschaftet hat, ob nicht möglicherweise finanzielle Überraschungen eintreten könnten, denen man nicht gewachsen wäre.

Ein Bekannter von mir, der soeben in Caracas angekommen war, lud zwei junge Damen, die er im Flugzeug kennengelernt hatte, in ein Restaurant ein, das man ihm empfohlen hatte. Selbstverständlich wollte er nicht knauserig sein und bestellte in dem eleganten Lokal ein Nachtessen mit allen Zutaten. Am Schluß verstieg er sich sogar zu einer Flasche Champagner.

Die Rechnung betrug für drei Personen sage und schreibe 700 Schweizer Franken.

Solche Länder sind nett zum Besuchen, wenn es sich um Geschäftsreisen handelt, aber nicht wenn man die Ausgaben aus der eigenen Tasche zahlen muß.

Griechenland ist sehr arm; aber es herrscht, wenigstens in den ländlichen Gebieten, die ich kennen lernte, eine würdige Armut.

Die Armut hat die Griechen nicht servil gemacht. Das Katzbuckeln, das man hie und da im schweizerischen Hotelgewerbe antrifft, fehlt. Auch ganz arme Leute haben Würde. Das schweizerische Sprichwort «Ein leerer Sack steht nicht aufrecht» scheint mir auf Griechenland nicht zuzutreffen.

Die Armut hat den Griechen auch nicht ihre Ehrlichkeit zerstört. Eine gewisse moralische Überheblichkeit gehört leider zu den schwei-

Foto: Paul Senn
Der Kampfrichter

Seiten 18 und 19

Fotos: Hans Baumgartner
Gegenüberstellung: Katzenkopfpflaster in Gruyères,
Großmünsterplatz in Zürich

zerischen Eigentümlichkeiten. Wir lernen schon in der Schule, daß es nirgends in der Welt so ehrliche Leute gebe, wie wir selbst sind. Wenn wir deshalb ins Ausland reisen, begleitet uns die fixe Idee, wir könnten ständig bestohlen und betrogen werden. Auch ich war der Ansicht, die Griechen seien ein besonders raffinierter Menschenschlag, dem gegenüber äußerste Vorsicht am Platze sei. Davon ist keine Rede.

Auch jene Schichten des griechischen Volkes, die arm an Geld sind, besitzen dafür ein Gut, das wir verloren haben: sie sind reich an Zeit. Im Gegensatz zu uns geizen sie nicht mit den Stunden, und das gibt ihrem Leben etwas Königliches.

Das Kaffeehaus spielt für die Männer eine wichtige Rolle. Die rein geschäftsmäßige Betrachtungsweise, gemäß der jeder Gast, der nichts konsumiert, Platz versitzt und also Geld kostet, ist von den griechischen Wirten noch nicht übernommen worden.

Man kann auch bei bescheidenster Konsumation stundenlang diskutieren. Wenn bei uns das Bierglas leer ist, ist es selbstverständlich, daß die Kellnerin frägt: «Na äis?» Wer ablehnt, gilt als schäbiger Schmarotzer. In Griechenland würde es als ungeheure Taktlosigkeit gelten, wenn ein Gast, der vor einer leeren Kaffeetasse sitzt, gefragt würde, ob er noch etwas konsumieren wolle.

Diese Einstellung herrscht übrigens im ganzen Orient und auch in Spanien.

In Palma, auf den Balearen, erzählt man sich folgende Geschichte: Ein Unbekannter kam jeden Tag mittags drei Uhr in ein Kaffeehaus und setzte sich an ein Tischchen auf der Terrasse. Der Kellner brachte ein Glas Wasser. Bei diesem Glas blieb der Gast bis abends neun Uhr sitzen, ohne etwas zu konsumieren.

Nachdem sich das gleiche drei Wochen lang wiederholt hatte, veranlaßte der Wirt den Kellner, den Gast zu fragen, ob er vielleicht etwas bestellen wolle.

Tags darauf wurde das Lokal von einer empörten Volksmenge zusammengeschlagen, weil der Wirt in schamloser Weise einen Gast beleidigt habe.

Auch außerhalb der Kaffeehäuser sieht man die griechischen Männer stundenlang dasitzen. Sie diskutieren oder meditieren und lassen dabei rosenkranzartige Ketten aus Bernstein oder Achat, oder auch nur aus Bohnen, durch ihre Finger gleiten als Ersatz für das Rauchen oder Trinken.

In Griechenland haben sich viele ganz wesentliche Vergnügungen erhalten, die bei uns trotz unserm Wohlstand verloren gingen. Eines davon ist der abendliche Korso. Er besteht darin, daß man zu einer bestimmten Zeit — in Kozani zwischen 9 und 11 Uhr abends — auf der Hauptstraße auf und ab spaziert, um zu sehen und gesehen zu werden. Dieser Abendspaziergang war früher überall in Europa üblich. Es gibt kaum eine andere gesellschaftliche Einrichtung von solcher Bedeutung. Die amerikanischen Cocktailparties stellen nur einen teuren und ungenügenden Ersatz dar. Ein solcher Korso formt die Einwohner einer Ortschaft zur Gemeinschaft. Durch ihn bleibt man in ständigem Kontakt mit allen Bekannten. Er macht das eintönige Leben für die jungen Mädchen und die jungen Burschen immer aufs neue spannend.

Arm und reich, hoch und niedrig, Soldaten und Offiziere, Handwerker und Pensionierte, alles nimmt an diesem Korso teil. Es summt wie in einem Bienenhaus. Die Straße ist schwarz von Menschen, wie bei uns am Sechseläuten.

Während bei uns diese Promenade, dort, wo sie noch vorhanden war, dem Moloch Verkehr zum Opfer gefallen ist, haben es die Griechen verstanden, dieses Hindernis zu beseitigen, ganz einfach indem jeden Abend an der Hauptstraße, dort wo der Korso stattfindet, ein streng gehandhabtes Fahr- und Parkierverbot besteht.

Die Leute, die an diesem Abendspaziergang teilnehmen, sind auch an kleinen Orten elegant angezogen, eleganter als bei uns. Dieses täglich wiederkehrende gesellschaftliche Erlebnis trägt zweifellos viel dazu bei, daß man Wert auf die äußere Erscheinung legt.

Wir sind uns aus einer gewissen puritanischen Tradition heraus gewohnt, Eitelkeit eher als Laster denn als Tugend zu betrachten. Man nimmt es einer Frau weniger übel, wenn sie sich selbst vernachlässigt, als wenn sie etwa ihre Wohnung nicht gut in Ordnung hält. Den Griechen ist der Mensch wichtiger als die Dinge. Sorgfältige Kleidung gehört ihrer Ansicht nach zur Menschenwürde. Um einen gewissen Standard aufrecht zu erhalten, unternehmen sie deshalb außerordentliche Anstrengungen. Viele der griechischen Frauen und Männer besitzen nur ein einziges gutes Kleid. Dieses wird mit unendlicher Sorgfalt behandelt, nur am Sonntag und zum Korso getragen

und immer und immer wieder ausgebessert und repariert. Die Männer beim Korso in Kozani, deren Kleider nicht bereits einmal gekehrt waren, bilden die Ausnahme. Man sieht das daran, daß sich die Knöpfe auf der linken Seite befinden.

Zu den kostenlosen Vergnügungen, die sich in Griechenland erhalten haben, gehört auch das Wassertrinken. Der steigende Wohlstand hat bei uns dazu geführt, daß die Erwachsenen nur noch selten Wasser trinken und die Kinder nicht mehr besonders gern.

Infolgedessen interessiert man sich auch nicht mehr für die Qualität des Trinkwassers. Es genügt, daß es gesundheitlich einwandfrei ist.

Das war noch in meiner Jugend anders. Die Kinder wurden in der ganzen Straße im Vorort von Zürich, wo ich wohnte, zu einem bestimmten Brunnen geschickt, weil man wußte, daß das Quellwasser, das dort sprudelte, im Geschmack dem Leitungswasser in der Küche überlegen war.

Die Griechen sind leidenschaftliche Wassertrinker. Man diskutiert dort über das Wasser wie bei uns über den Wein, beurteilt mit Kennerschaft dessen Frische, Geschmack, Gehalt. Viele Orte haben nur durch den hervorragenden Geschmack ihrer Quellen Berühmtheit erlangt.

Sozialfürsorger weisen bei uns immer wieder darauf hin, wie überfüllte Wohnungen Brutstätten aller Laster bilden. Auch das ist eine jener Verallgemeinerungen, die nur bedingt richtig sind. Wie in allen Ländern, wo Armut herrscht, so dient auch in Griechenland an vielen Orten für Eltern und Kinder beiderlei Geschlechts ein einziges Zimmer als gemeinsame Schlafstätte. Von Promiskuität und Sittenzerfall ist aber deswegen keine Rede. Man weiß ja auch, daß alle Nomadenvölker, obschon sie in einem einzigen Zeltraum hausen, sich durch besondere Sittenstrenge auszeichnen.

Armut, wenn sie ein gewisses Maß nicht übersteigt, macht den Menschen nicht schlechter, genau wie ihn Reichtum nicht schlechter macht. Nur allzuviel ist gefährlich.

DER MENSCH IST GUT, DER MENSCH IST BÖSE

Wenn man die freundlichen, höflichen, heitern Menschen beobachtet, die in Mazedoniens Bergen leben, so kann man fast nicht glauben, daß hier vor einigen Jahren ein furchtbarer Bürgerkrieg herrschte. Die kommunistischen Partisanen überfielen immer wieder die Dörfer ihrer Landsleute, zündeten die Häuser an, vergewaltigten die Frauen, verschleppten die Kinder, kreuzigten Priester und was derlei Grausamkeiten mehr sind.

Auch diese Unholde waren früher freundliche, höfliche, heitere Menschen wie ihre Opfer.

In unser aller Seelen wohnen Dämonen. Wenn sie durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände entfesselt werden, so wird der Mensch zur Bestie, wenigstens vorübergehend. Das gilt für alle Völker. Was in Griechenland, im nationalsozialistischen Deutschland und früher in Spanien möglich war, wäre grundsätzlich auch bei uns möglich. Kein Volk der Welt hat das Recht, auszurufen: «Mein Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene dort!» Diese Erkenntnis sollte uns etwas bescheidener und weniger selbstgerecht machen.

SOLDATEN

Griechenland hat eine zweijährige Dienstzeit und eine sehr große stehende Armee. Die Gegend, wo ich war, glich teilweise einem Heerlager. Die griechischen Soldaten haben mir einen ausgezeichneten Eindruck gemacht. Das meistens amerikanische Material ist vorzüglich unterhalten, die Ordnung überall vorbildlich. Was mir besonders auffiel, war die Abwesenheit aller zackigen Bewegungen, aller überlauten Kommandos, kurz jedes falschen Schneides. Es fehlt das Verkrampfte, das oft mit guter militärischer Haltung verwechselt wird. Die Lagerplätze sind mit einem gewissen Schönheitssinn ausgestattet, und so kann man neben langen Reihen von genau ausgerichteten Tanks reizende Blumenbeete sehen, die von den Truppen angelegt wurden.

Die griechischen Soldaten haben mich deshalb besonders fasziniert, weil ich wußte, daß sich diese Armee in jahrelangen Kämpfen bewährt hat. Die griechischen Truppen gehörten bekanntlich zu den tapfersten des letzten Krieges und haben oft Leistungen vollbracht, die jenen ihrer Vorfahren bei den Thermopylen nicht nachstanden, wie ja überhaupt alle großen Heldentaten der Geschichte von unserer Generation weit übertroffen wurden.

Nach dem Schrecken zweier Weltkriege hat die Uniform nicht mehr die Gloriole, die sie

noch in meiner Jugendzeit besaß. Der deutsche Militarismus hat sie in Mißkredit gebracht.

Ich glaube aber, daß die Mißachtung des Soldatischen eine vorübergehende Erscheinung ist. Der Mensch, der sich mit dem Höchsten, was er besitzt, mit dem Leben, für etwas einsetzt, wird immer eine geheimnisvolle Faszination ausstrahlen.

Die griechischen Soldaten tragen die praktischen, kleidsamen Uniformen, wie sie in den angloamerikanischen Ländern üblich sind. Immer, wenn ich Soldaten anderer Armeen sehe, gibt es mir einen kleinen Stich, weil ich dann an die unmöglichen schweizerischen Uniformen denken muß, an die veraltete Eleganz, mit der die Offiziere, und die Plumpheit, mit der die Soldaten eingekleidet sind. Die röhrige, faltige, unästhetische schweizerische Soldatenhose ist ein Stein des Anstoßes.

ZAUBER DER INSELN

War Mazedonien herb, anstrengend, so bildete die milde, nur 20 Kilometer von der Türkei entfernt liegende, zauberhafte Insel Rhodus einen wunderbaren Gegensatz. Rhodus ist bekannt für sein ausgeglichenes Klima und die Schönheit seiner Natur. Noch mehr aber begeistert mich seine Geschichte.

In der hellenischen Zeit gelangte Rhodus, nachdem es im siebenten Jahrhundert vor Christus die Phönizier besiegt hatte, in den Besitz der Seeherrschaft; das war die Zeit größter kultureller Blüte.

Im Jahr 42 wurde die Insel von den Römern erobert; aber Rhodus bewahrte seinen hohen Ruf und seine Anziehungskraft durch seine Rednerschule und Künstler.

Nach der Teilung des Römischen Reiches kam Rhodus zu Byzanz.

Im Jahre 1310 eroberten die aus Jerusalem vertriebenen Ritter des geistlichen Johanniterordens die Insel. Sie errichteten dort einen Musterstaat, bis sie 1522 von den Türken vertrieben wurden.

1912 bemächtigte sich im italienisch-türkischen Krieg Italien der Insel, und erst am 7. März 1947 wurde Rhodus wieder mit dem Mutterland Griechenland vereinigt.

Das Außerordentliche liegt nun daran, daß die Bevölkerung von Rhodus — wie übrigens der ganzen Inselgruppe des Dodekanes — während der 637 Jahre lang dauernden Herrschaft fremder Eroberer ihr Volkstum, ihre Sprache und ihre Überlieferungen fast unverändert bewahrte.

Diese besondere Widerstandskraft findet man hie und da bei Völkern, besonders bei Inselvölkern. Es ist die Widerstandskraft des Korkzapfens, der einen beladenen Wagen über sich rollen lassen kann, ohne zu zerbrechen.

Es gibt in der Geschichte zwei Arten der Selbstbehauptung. Die eine besteht darin, daß man die kriegerischen Tugenden entwickelt und jedem Angreifer mit Waffengewalt Widerstand leistet. So hat es die Schweiz gemacht. In den Freiheitskriegen haben unsere Vorfahren unter Einsatz ihres Lebens die Unabhängigkeit unseres Landes errungen.

Diese Art der Selbstbehauptung kann sich, wie gerade im Falle der Schweiz, durchaus bewähren. Sie birgt aber die Gefahr in sich, daß bei einer entscheidenden militärischen Niederlage ein Volk von der Bildfläche verschwindet.

Diese Form des Widerstandes, wie sie vor allem Bergbewohner entwickelt haben, ist aber nicht die einzige Möglichkeit. Andere Völker brauchen als Waffe nicht die Härte, sondern die Weichheit. Sie fangen jeden Stoß dadurch auf, daß sie ihm scheinbar nachgeben. Fremde Eroberer kommen und gehen, sie aber bleiben. Wenn es große Länder sind, wie China, saugen sie die Eroberer auf; sind sie klein, so verstehen sie es, trotz aller Niederlagen, ihre nationale Substanz zu erhalten. Voraussetzung ist eine außerordentlich starke Ausbildung der nationalen Eigenart. Diese Völker kannten die geistige Landesverteidigung schon lange, ehe das Wort existierte. Sie war ihre eigentliche Waffe.

Zu diesen Ländern gehört wahrscheinlich auch Dänemark. Die Abneigung der Dänen gegen die militärische Aufrüstung erklärt sich nicht dadurch, daß es ihnen an Opferbereitschaft oder gar an Vaterlandsliebe fehlt. Aber ihre Vorstellungen von Widerstand sind anderer Art. Das gilt zum Teil auch für Holland.

Wir Schweizer sollten daraus vielleicht doch die Lehre ziehen, daß es gerade heute gefährlich ist, alles auf eine Karte zu setzen. Die militärische Landesverteidigung muß ergänzt werden durch einen Willen zur kulturellen Selbstbehauptung, vor allem in Friedenszeiten. Kriegerische Nationen, wie die Schweizer, sind in langen Friedenszeiten besonders gefährdet; denn sie sind viel weniger darauf eingestellt, sich gegen die kulturelle als gegen die militärische Invasion zur Wehr zu setzen.

UND NUN DIE ZEUGEN ANTIKER KUNST

Selbstverständlich haben wir überall dort, wo sich Gelegenheit bot, also vor allem auf der Insel Rhodus, auch die Denkmäler der griechischen Vergangenheit angesehen.

Dieses Erlebnis übertraf alle meine Erwartungen, um so mehr als ich nicht ohne Vorurteil an diese Unternehmung heranging. Ich gehöre zu jener unglücklichen Generation von Gymnasiasten, der das klassische Altertum vor allem in Form von schwierigen Übersetzungsaufgaben vermittelt wurde, und die deshalb von der Größe der Antike kaum einen Hauch verspürte. Auch das bißchen Kunstgeschichte, das wir genossen, diente eher dazu, unsere Vorstellung zu verdunkeln als zu erhellen.

Was mir nun beim Betrachten der alten griechischen Bauwerke am meisten auffiel, war ihre Verständlichkeit. Diese Bauten sind nicht gelehrt, und sie sind nicht snobistisch. Sie sind von einer großartigen Einfachheit. Sie sind jedem zugänglich. Sie sind volkstümlich. Man muß nicht die Maturität gemacht oder gar Kunstgeschichte studiert haben, um den Zugang zu ihnen zu finden.

Die dorischen, ionischen und korinthischen Säulen, die wir seinerzeit an der Mittelschule «durchnahmen», verlieren in der Wirklichkeit vollständig ihren Charakter von schwierigen Hausaufgaben. Sie sind einfach da, großartig, selbstverständlich und verständlich.

Aber das ist ja mit allen großen Kunstwerken so. Die Offenbarungen aller echten Kunst, wie auch aller echten Religion, sind jedem zugänglich, der guten Willens ist. Er muß nicht einmal lesen und schreiben können.

Die modernen Griechen sind natürlich sehr stolz auf ihre Vergangenheit. Sie befassen sich auch eifrig damit. In den Mittelschulen wird zum Beispiel bis zehn Stunden pro Woche Altgriechisch betrieben.

Diese große Vergangenheit erhebt aber nicht nur, sie bedrückt gleichzeitig. Es hat nicht nur Vorteile, ein Genie zum Vorfahren zu haben.

Das alte Griechenland ist auch hauptsächlich dafür verantwortlich, daß das neue Griechenland nicht besser bekannt ist. Alle die Reisegesellschaften, welche nach Griechenland fahren, interessieren sich nur für zwei Dinge: für die schöne Landschaft und für die antiken Bauwerke. Sie machen es ähnlich wie die Touristen im Engadin, deren ganzes Interesse der Natur gilt und welche die Bewohner selbst wie Luft behandeln, ein im Grund anmaßendes und beleidigendes Verhalten, für das sich dann die Engadiner rächen, indem sie ihrerseits aus den fremden Gästen so viel wie möglich herauspressen.

Soweit die ausländischen Touristen in Griechenland von der einheimischen Bevölkerung Notiz nehmen, geschieht das von einem falschen Standpunkt aus. Die jetzt lebende Generation wird ständig mit den Griechen der Zeit Homers oder wenigstens von Perikles verglichen. Man ist enttäuscht darüber, daß man nicht häufiger Frauen sieht, die der Venus von Milo gleichen.

Das ist ein unsinniges Verlangen; denn selbstverständlich sind die jetzigen Griechen, rein rassenmäßig, nicht in höherem Maße Abkömmlinge der alten Griechen, als wir Abkömmlinge der alten Helvetier sind. Im Verlauf der Geschichte sind von allen Himmelsrichtungen her Völker nach Griechenland eingedrungen, so vor allem nach dem sechsten Jahrhundert Slawen und Albaner, später Türken. Während man bei uns den Einfluß der keltischen Urbevölkerung auf unsere heutige schweizerische Kultur unterschätzt, wird der Einfluß der alten griechischen Kultur auf die heutige überschätzt.

EPILOG

Als uns die sympathische Swissair wieder nach Zürich brachte, hatte ich das Gefühl, das wohl alle Schweizer nach einer Auslandreise haben: Es ist doch auch schön bei uns. Die saubern Straßen, die wie aus dem Trückli aufs Tüpfli gekleideten Menschen, die wunderbar funktionierende Ordnung im Flughafen Kloten, all das ergötzte mich.

Es fiel mir aber auch eine gewisse Erstarrung auf, eine zu große Solidität von vergänglichen Dingen, eine gewisse kleinliche Verbissenheit, die im Gegensatz steht zu der entspannten Heiterkeit der griechischen Menschen.

Doch man kann das Licht nicht ohne den Schatten haben. Die Griechen müssen als Preis ihrer unbekümmerten Nonchalance manchen Nachteil in den Kauf nehmen, und auch wir müssen für unsere Musterordnung einen hohen Preis bezahlen.